

Michel Foucault

Die Ordnung der Dinge

*Eine Archäologie
der Humanwissenschaften*

Michel Foucault (1926-1984) hatte von 1970 an den Lehrstuhl für die Geschichte der Denksysteme am Collège de France in Paris inne. Das Werk von Michel Foucault liegt im Suhrkamp Verlag vor. Zuletzt erschienen: *Die Regierung des Selbst und der anderen* (stw 2019) und *Der Mut zur Wahrheit. Die Regierung des Selbst und der anderen II* (stw 2020).

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Les mots et les choses*
 © Editions Gallimard, 1966
 Aus dem Französischen von Ulrich Köppen

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe	9
Vorwort	17
ERSTER TEIL	
1. Kapitel <i>Die Hoffröulein</i>	31
I.	31
II.	37
2. Kapitel <i>Die prosaische Welt</i>	46
I. Die vier Ähnlichkeiten	46
II. Die Signaturen	56
III. Die Grenzen der Welt	61
IV. Die Schrift der Dinge	66
V. Das Sein der Sprache	74
3. Kapitel <i>Repräsentieren</i>	78
I. Don Quidotte	78
II. Die Ordnung	82
III. Die Repräsentation des Zeichens	91
IV. Die reduplizierte Repräsentation	98
V. Die Imagination der Ähnlichkeit	102
VI. »Mathesis« und »Taxinomia«	107
4. Kapitel <i>Sprechen</i>	114
I. Kritik und Kommentar	114
II. Die allgemeine Grammatik	118
III. Die Theorie des Verbs	131
IV. Die Gliederung	136
V. Die Bezeichnung	145
VI. Die Derivation	152
VII. Das Sprachviereck	159

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
 Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
 in der Deutschen Nationalbibliografie;
 detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

22. Auflage 2012

Erste Auflage 1974

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 96

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1971

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
 des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
 durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
 (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
 ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
 oder unter Verwendung elektronischer Systeme
 verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag nach Entwürfen von

Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-27696-9

<i>5. Kapitel Klassifizieren</i>	165
I. Was die Historiker sagen	165
II. Die Naturgeschichte	168
III. Die Struktur	173
IV. Das unterscheidende Merkmal	180
V. Das Kontinuum und die Katastrophe	189
VI. Monstren und Fossile	195
VII. Der Diskurs der Natur	203
<i>6. Kapitel Tauschen</i>	211
I. Die Analyse der Reichtümer	211
II. Geld und Preis	214
III. Der Merkantilismus	220
IV. Pfand und Preis	228
V. Die Bildung des Werts	239
VI. Die Nützlichkeit	247
VII. Allgemeines Tableau	252
VIII. Das Verlangen und die Repräsentation	260

ZWEITER TEIL

<i>7. Kapitel Die Grenzen der Repräsentation</i>	269
I. Das Zeitalter der Geschichte	269
II. Das Maß der Arbeit	274
III. Die Organisation der Wesen	279
IV. Die Flexion der Wörter	287
V. Ideologie und Kritik	292
VI. Die objektiven Synthesen	300
<i>8. Kapitel Arbeit, Leben, Sprache</i>	307
I. Die neuen Empirizitäten	307
II. Ricardo	310
III. Cuvier	322
IV. Bopp	342
V. Die Objekt gewordene Sprache	359

<i>9. Kapitel Der Mensch und seine Doppel</i>	367
I. Die Wiederkehr der Sprache	367
II. Der Platz des Königs	372
III. Die Analytik der Endlichkeit	377
IV. Das Empirische und das Transzendente	384
V. Das Cogito und das Ungedachte	389
VI. Das Zurückweichen und die Wiederkehr des Ursprungs	396
VII. Der Diskurs und das Sein des Menschen	404
VIII. Der anthropologische Schlaf	410
<i>10. Kapitel Die Humanwissenschaften</i>	413
I. Das Triëder des Wissens	413
II. Die Form der Humanwissenschaften	418
III. Die drei Modelle	426
IV. Die Geschichte	439
V. Psychoanalyse, Ethnologie	447
VI.	462
Bibliographie	463

Klassifizieren

1. Was die Historiker sagen

Die Werke über Geschichte der Ideen oder der Wissenschaften – sie werden hier nur in ihrem mittleren Schnitt bezeichnet – verleihen dem siebzehnten und vor allem dem achtzehnten Jahrhundert eine frische Neugier, die die Wissenschaften vom Leben wenn nicht entdecken, so doch zumindest ihnen eine bis dahin unbekannte Breite und Präzision geben ließ. Diesem Phänomen werden gewöhnlich eine bestimmte Reihe von Ursachen und verschiedene wesentliche Manifestationen zugeschrieben.

Zu den Ursprüngen oder den Motiven werden die neuen Privilegien der Beobachtung gezählt, die Kräfte, die ihr seit Bacon zugestanden werden, und die technischen Perfektionierungen, die die Erfindung des Mikroskops dazu beigetragen hat. Dazu rechnet man auch die damals noch junge Geltung, die die physikalischen Wissenschaften hatten, die ein Modell der Berechenbarkeit (*rationalité*) lieferten. Da man durch Experimente und Theorien die Bewegungsgesetze oder die der Reflexion des Lichtstrahls hatte analysieren können, war es wohl normal, durch Experimente, Beobachtungen oder Berechnungen nach den Gesetzen zu suchen, die das komplexere, jedoch benachbarte Gebiet der Lebewesen organisieren könnten. Die Maschinentheorie Descartes', die in der Folge ein Hindernis darstellte, wäre demnach zunächst das Instrument einer Übertragung gewesen und hätte also nicht ganz freiwillig von der mechanischen Berechenbarkeit zur Entdeckung jener anderen Berechenbarkeit geführt: der des Lebendigen. Immer noch in der Frage der Ursachen wenden die Kenner der Ideengeschichte ein wenig verworren ihre Aufmerksamkeit verschiedenen Dingen zu: zunächst das ökonomische Interesse für die Landwirtschaft, wie es die Physiokraten bezeugen, wie man es aber auch aus den ersten Bemühungen um eine Agronomie entnehmen kann; dann, auf halbem Wege zwischen Ökonomie und Theorie, ein neugieriges Interesse für die exotischen Pflanzen und Tiere, die man zu akklimatisieren versucht und von denen man durch die großen Untersuchungs- und Forschungsreisen, wie sie Tournefort im mittleren Orient, Adanson im Senegal unternommen ha-

streuung und der absoluten Monotonie ausgeliefert. Es gäbe weder Erinnerung noch mögliche Vorstellungskraft und infolgedessen auch keine Reflexion. Es wäre unmöglich, die Dinge miteinander zu vergleichen, ihre identischen Züge abzugrenzen und einen gemeinsamen Namen zu begründen. Es gäbe keine Sprache. Sprache existiert, weil unterhalb der Identitäten und Unterschiede der Boden der Kontinuitäten, der Ähnlichkeiten, der Wiederholungen und der natürlichen Verflechtungen liegt. Die Ähnlichkeit, die seit dem siebzehnten Jahrhundert aus dem Denken ausgeschlossen ist, bildet immer noch die äußere Grenze der Sprache: den Ring, der das Gebiet dessen umgibt, was man analysieren, ordnen und erkennen kann. Das ist das Gemurmel, das vom Diskurs aufgelöst wird, ohne das er aber nicht sprechen könnte.

Man kann jetzt begreifen, was die feste und gedrängte Einheit der Sprache in der klassischen Erfahrung ist. Sie läßt durch das Spiel einer gegliederten Bezeichnung die Ähnlichkeit in die Satzbeziehung treten. Dadurch gerät sie in ein System der Identitäten und Unterschiede, so wie es vom Verb *sein* begründet und vom Netz der *Namen* manifestiert wird. Die fundamentale Aufgabe des klassischen »Diskurses« ist es, *den Dingen einen Namen zuzuteilen und ihre Existenz in diesem Namen zu benennen*. Während zweier Jahrhunderte bildete der abendländische Diskurs den Ort der Ontologie. Als er die Existenz jener Repräsentation im allgemeinen benannte, war er Philosophie: Erkenntnistheorie und Analyse der Ideen. Als er jedem repräsentierten Ding den Namen zuteilte, der ihm gemäß war, und im ganzen Gebiet der Repräsentation den Raster einer wohlgestalteten Sprache anordnete, war er Wissenschaft – Nomenklatur und Taxinomie.

ben, Beschreibungen, Gravuren und Muster erhält; schließlich und vor allem die ethische Wertung der Natur mit jener ganzen, in ihrem Ursprung vieldeutigen Bewegung, durch die man, sei es nun als Aristokrat oder als Bürger, Geld und Gefühl in eine Erde »investiert«, die in den vorausgegangenen Epochen lange verlassen war. Mitten im achtzehnten Jahrhundert sammelt Rousseau Gräser.

Die Historiker bezeichnen im Register der Manifestationen dann die verschiedenen Formen, die jene neuen Wissenschaften vom Leben angenommen haben, und den »Geist«, wie man sagt, der sie gelenkt hat. Demnach wären sie zunächst, noch unter dem Einfluß von Descartes, bis hin zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts mechanistisch gewesen. Die ersten Anstrengungen einer kaum skizzierten Chemie hätten sie dann bestimmt, jedoch haben während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts die Lebensthemen ihr Privileg erhalten oder wiedererhalten, um sich schließlich in einer einheitlichen Doktrin formuliert zu sehen, jenem »Vitalismus«, den in verschiedener Form Bordeu und Barthez in Montpellier, Blumenbach in Deutschland, Diderot, später Bichat in Paris vertreten. In jenen verschiedenen theoretischen Modellen sind fast immer dieselben Fragen gestellt worden, die jedesmal eine andere Lösung erhalten haben. Es geht um die Möglichkeit, Lebewesen zu klassifizieren, wobei die einen, etwa Linné, der Auffassung waren, daß die ganze Natur in einer Taxinomie erfaßt werden kann, und die anderen, so Buffon, der Meinung waren, daß sie zu unterschiedlich und zu reich ist, um sich einem so strengen Rahmen anzupassen. Es geht um den Entstehungsprozeß, wobei die einen, mehr mechanistisch eingestellt, der Vorausbestimmung (*préformation*) zuneigen und die anderen an eine spezifische Entwicklung der Keime glauben. Es geht schließlich um die Analyse der Funktionen (die Blutzirkulation nach Harvey, die Empfindungen, die Bewegungskräfte und, am Ende des Jahrhunderts, die Atmung).

Es ist ein Leichtes für die Historiker, unter diesen Problemen und den daraus resultierenden Diskussionen die großen Auseinandersetzungen zu rekonstruieren, von denen es heißt, daß sie die Meinungen und Leidenschaften der Leute und auch ihr Denken geteilt haben. So glaubt man, die Spur eines bedeutenden Konfliktes zwischen einer Theologie, die in jeder Form und allen Bewegungen die Vorsehung Gottes, die Einfachheit, das Mysterium und die Sorge seiner Wege wiedererkennen will, und einer Wissenschaft wiederzufinden, die bereits versucht, die Autonomie der Natur zu definieren. Man findet

auch den Widerspruch zwischen einer der alten Vorherrschaft der Astronomie, der Mechanik und der Optik zu sehr verhafteten Wissenschaft und einer anderen, die bereits ahnt, was es in den Gebieten des Lebens an Irreduziblem und Spezifischem geben kann. Schließlich sehen die Historiker, wie sich unter ihrem Blick die Opposition zwischen jenen abzeichnet, die an die Unbeweglichkeit der Natur glauben (so etwa Tournefort und Linné vor allem), und jenen, die mit Bonnet, Benoît de Maillet und Diderot bereits die große schöpferische Kraft des Lebens, seine unerschöpfliche Macht der Transformation, seine Plazität und jene Drift ahnen, durch die sie alle ihre Produktionen, auch uns selbst, in einer Zeit, deren niemand Herr ist, einschließt. Lange vor Darwin und auch vor Lamarck ist die große Auseinandersetzung um die Evolutionstheorie durch den *Tellamed*, die *Palingénésie* und den *Rêve de d'Alembert* eröffnet worden. Maschinentheorie und Theologie, die sich aufeinander stützten oder sich unablässig in Frage stellten, haben das klassische Zeitalter sehr in der Nähe seines Ursprungs gehalten, in der Nähe Descartes' und Maleбранdes. Die Irreligiosität und eine ganze konfuse Anschauung vom Leben, die ihrerseits (wie bei Bonnet) in Konflikt oder (wie bei Diderot) in Komplizität standen, haben dann demgegenüber das klassische Zeitalter in die Nähe seiner Zukunft gelegt, in die Nähe des neunzehnten Jahrhunderts, von dem angenommen wird, daß es den noch dunklen und verflochtenen Versuchen des achtzehnten Jahrhunderts ihre positive und rationale Erfüllung in einer Lebenswissenschaft, die die Rationalität nicht zu opfern brauchte, um ihrem Bewußtsein die Spezifität des Lebendigen höchstmöglich eindringlich zu erhalten, und jene etwas verborgene Wärme gegeben hat, die zwischen ihm (dem Gegenstand unserer Erkenntnis) und uns zirkuliert, die wir da sind, um es zu erkennen.

Es ist unnötig, auf die Voraussetzungen einer solchen Methode zurückzukommen. Es soll genügen, hier die Folgen aufzuzeigen. Einmal ist da die Schwierigkeit, das Netz zu erfassen, das so verschiedene Untersuchungen wie die taxinomischen Versuche und die mikroskopischen Beobachtungen miteinander verbinden kann; zum anderen existiert die Notwendigkeit, als Beobachtungstatsachen die Konflikte zwischen den Anhängern der Starrheitstheorie und ihren Gegnern oder auch zwischen den Anhängern des Vorrangs der Methode und denen des Vorrangs des Systems aufzuzeichnen. Hinzu kommt die Verpflichtung, das Wissen in zwei Raster zu teilen, die miteinander verflochten sind,

obwohl sie einander fremd sind. Die erste Schicht wird durch das definiert, was man bereits und aus anderen Quellen wußte (aristotelisches oder scholastisches Erbe, Gewicht des Kartesianismus, die Geltung Newtons), während die zweite durch das definiert wird, was man noch nicht wußte (Evolutionismus, Spezifität des Lebens, Begriff des Organismus). Vor allem bildete die Anwendung von Kategorien eine Schwierigkeit, die strenggenommen im Verhältnis zu diesem Wissen anachronistisch sind. Von allen Kategorien ist offensichtlich die des Lebens die wichtigste. Man will Geschichten der Biologie im achtzehnten Jahrhundert schreiben. Aber man ist sich nicht darüber im klaren, daß die Biologie nicht existierte und daß die Aufteilung des Wissens, die uns seit mehr als hundertfünfzig Jahren vertraut ist, für eine vorausgehende Epoche keine Geltung haben kann; daß, wenn die Biologie unbekannt war, es dafür einen ziemlich einfachen Grund gab: das Leben selbst existierte nicht. Es existierten lediglich Lebewesen, die durch einen von der *Naturgeschichte* gebildeten Denkraster erschienen.

II. Die Naturgeschichte

Wie hat das klassische Zeitalter dieses Gebiet der »Naturgeschichte« definieren können, dessen Evidenz und dessen Einheit uns jetzt so fern und als bereits verwirrt erscheinen? In welchem Feld ist die Natur zur Genüge in sich selbst zusammengerückt erschienen, damit die Individuen, die sie einschließt, klassifiziert werden konnten, und in welchem Feld war sie weit genug von sich selbst entfernt, damit die Individuen durch die Analyse und die Reflexion erfaßt werden mußten?

Man hat den Eindruck, und man spricht es auch oft aus, daß die Naturgeschichte auf dem Gewölbe der mechanistischen Theorie von Descartes hat erscheinen müssen. Als es sich schließlich als unmöglich herausgestellt hatte, die gesamte Welt in die Gesetze der geradlinigen Bewegung zu pressen, als die Komplexität der Pflanzen und der Tiere den einfachen Formen der ausgedehnten Substanz genügend widerstanden hatte, mußte die Natur sich in ihrem eigenartigen Reichtum manifestieren. Und die minutiöse Beobachtung der Lebewesen wäre demnach auf jener Fläche entstanden, von der sich der Kartesianismus gerade zurückgezogen hatte. Unglücklicherweise geschahen die Dinge

nicht mit dieser Einfachheit. Es ist wohl möglich, und auch das wäre noch zu überprüfen, daß eine Wissenschaft aus einer anderen geboren wird, aber nie kann eine Wissenschaft aus dem Fehlen, dem Versagen einer Wissenschaft oder dem Hindernis, auf das die erste trifft, entstehen. Tatsächlich ist die Naturgeschichte mit Ray, Jonston, Christophe Knaut dem kartesianischen Denken gleichzeitig, und nicht seinem Scheitern. Dieselbe *episteme* hat sowohl die Mechanik seit Descartes bis hin zu d'Alembert und die Naturgeschichte von Tournefort bis hin zu Daubenton ermöglicht.

Damit die Naturgeschichte aufkam, bedurfte es nicht der Verdichtung, der Verdunklung der Natur und der Vervielfachung ihrer Mechanismen, bis sie das opake Gewicht einer Geschichte erhielt, die man nur nachziehen und beschreiben kann, ohne sie messen, berechnen oder erklären zu können. Es bedurfte, und das ist ja genau das Gegenteil, der Tatsache, daß die Geschichte Naturgeschichte wurde. Im sechzehnten Jahrhundert, ja bis zur Mitte des siebzehnten, existierten Geschichten. Belon hatte eine *Histoire de la nature des oiseaux* geschrieben; Duret eine *Histoire admirable des plantes*, Aldrovandi eine *Geschichte der Schlangen und Drachen*. 1657 veröffentlicht Jonston eine *Historia naturalis de quadrupedibus*. Natürlich ist dieses Entstehungsdatum nicht streng anzusetzen.¹⁵⁷ Das Datum steht da, um einen Markstein zu symbolisieren und das offensichtliche Rätsel eines Ereignisses zu signalisieren. Dieses Ereignis ist die plötzliche Abklärung zweier künftig verschiedener Erkenntnisordnungen im Gebiet der *Historia*. Bis zu Aldrovandi war die Geschichte das unentwirrbare und völlig einheitliche Gewebe dessen, was man an den Dingen und all den Zeichen sieht, die in ihnen entdeckt oder auf ihnen niedergelegt worden sind. Die Geschichte einer Pflanze oder eines Tieres zu schreiben, bedeutete, auch zu sagen, welches ihre Elemente und ihre Organe, welches die Ähnlichkeiten, die man in ihnen finden kann, welches die Kräfte, die man ihnen zuschreibt, die Legenden und Geschichten, mit denen sie vermischt werden, die Wappen, auf denen sie zu sehen sind, und die Medikamente, die man aus ihrer Substanz herstellt, die Nahrungsmittel, die sie bieten, gewesen sind. Hinzu kommt, was die antiken Autoren darüber erfahren haben. Die Geschichte eines Lebewesens war dieses Wesen selbst innerhalb des ganzen semantischen Rasters, der es mit der Welt verband. Die für uns so evidente Trennung zwischen

¹⁵⁷ 1686 bis 1704 erscheint in London in drei Bänden von John Ray eine *Historia plantarum generalis*.

dem, was wir sehen, und dem, was die anderen beobachtet und überliefert haben, was schließlich andere denken oder naiv glauben, die große Dreiteilung, die so einfach und so unmittelbar erscheint, zwischen der *Beobachtung*, dem *Dokument* und der *Fabel*, existierte nicht. Nicht etwa, weil die Wissenschaft zwischen einer rationalen Bestimmung und einem ganzen Gewicht naiver Tradition zögerte, sondern aus einem viel präziseren Grund, der viel zwingender war. Die Zeichen waren Teile der Dinge, während sie im siebzehnten Jahrhundert zu Repräsentationsweisen wurden.

Als Jonston seine *Historia naturalis de quadrupedibus* schrieb, wußte er nicht mehr als Aldrovandi ein halbes Jahrhundert zuvor. Jedem falls nicht viel mehr, wie die Historiker versichern. Aber das ist gar nicht die Frage; oder, wenn man sie in diesen Worten stellen will, muß man antworten, daß Jonston viel weniger als Aldrovandi wußte. Dieser entwickelte hinsichtlich jeden untersuchten Tieres (und zwar auf gleicher Ebene) die Beschreibung seiner Anatomie und der Fangweisen; dann den allegorischen Gebrauch und seine Vermehrungsart, sein Vorkommen und die Paläste seiner Legenden, seine Nahrung und die beste Art, es zur Soße zu reichen. Jonston unterteilt sein Kapitel über das Pferd in zwölf Rubriken: Name, anatomische Teile, Ort des Vorkommens, Alter, Vermehrung, Stimme, Bewegungen, Sympathie und Antipathie, Gebrauch, ärztliche Anwendung.¹⁵⁸ All das fehlte nicht bei Aldrovandi, sondern es gab noch viel mehr. Und der wesentliche Unterschied beruht in diesem *Fehlen*. Die ganze tierische Semantik ist wie ein toter und nutzloser Teil weggefallen. Die Wörter, die mit dem Tier verbunden waren, sind losgeknüpft und fortgelassen worden: das lebendige Wesen in seiner Anatomie, seiner Form, seinen Sitten, in seiner Geburt und seinem Tod erscheint gewissermaßen nackt. Die Naturgeschichte findet in dieser jetzt offenen Distanz zwischen den Wörtern und den Sachen ihren Platz, in jener schweigsamen Distanz, die rein von jeder sprachlichen Ablagerung und dennoch nach den Bestandteilen der Repräsentation gegliedert ist, nach jenen Bestandteilen, die mit vollem Recht benannt werden können. Die Dinge treten bis an die Ufer des Diskurses, weil sie in der Tiefe (*creux*) der Repräsentation erscheinen. Man beginnt also nicht in dem Augenblick zu beobachten, in dem man darauf verzichtet zu berechnen. In der Bildung der Naturgeschichte mit dem empirischen Klima, in dem sie sich entwickelt, ist nicht die Erfahrung zu sehen, die wohl oder

¹⁵⁸ Jan Jonston, *Historiae naturalis de quadrupedibus libri*, Amsterdam 1657, S. 1-11.

171
über den Zugang der Erkenntnis erzwingt, die andernorts die Wahrheit der Natur beobachtete. Die Naturgeschichte ist der in der Repräsentation durch eine Analyse eröffnete Raum, die der Möglichkeit, zu benennen, vorgreift; weshalb die Naturgeschichte auch genau in jenem bestimmten Moment erschienen ist. Es handelt sich um die Möglichkeit, das zu *sehen*, was man wird *sagen* können, was man aber nicht in der Abfolge sagen könnte, noch in der Distanz sehen könnte, wenn die Wörter und Sachen in ihrer Unterscheidung voneinander nicht von Anfang an in einer Repräsentation kommunizierten. Die deskriptive Ordnung, die Linné lange nach Jonston für die Naturgeschichte vorschlagen wird, ist sehr charakteristisch. Gemäß Linné muß jedes Kapitel über ein Tier folgenden Ablauf haben: Name, Theorie, Gattung, Art, Eigenschaften, Gebrauch (Linné, *Systema naturae*, Leyden 1756, S. 226 f.) und schließlich die Literaturhinweise. Die ganze durch die Zeit in den Dingen niedergelegte Sprache wird bis zur äußersten Grenze zurückgedrängt, wie ein Zusatz, in dem der Diskurs sich selbst erzählte und die Entdeckungen, Traditionen, Ansichten, poetischen Figuren berichtete. Vor dieser Sprache der Sprache erscheint die Sache selbst in ihren eigenen, wesentlichen Merkmalen, aber innerhalb dieser Realität, die von Anfang an durch den Namen aufgeteilt wird. Die Errichtung einer Naturwissenschaft im Zeitalter der Klassik ist nicht die direkte oder indirekte Auswirkung der Verlagerung einer andernorts gebildeten Rationalität (anlässlich der Geometrie oder der Mechanik); sie ist eine getrennte Bildung mit ihrer eigenen Archäologie, obwohl sie (aber nach der Weise der Korrelation und der Gleichzeitigkeit) mit der allgemeinen Zeichentheorie und dem Plan einer universalen *mathesis* verbunden ist.

Das alte Wort Geschichte ändert also seinen Wert, und vielleicht findet es eine seiner archaischen Bedeutungen wieder. Auf jeden Fall ist der Historiker, wenn er wirklich im griechischen Denken derjenige gewesen ist, der *sieht* und der von seinem Blick her erzählt, dies nicht immer in unserer Kultur gewesen. Erst sehr spät, nämlich an der Schwelle des klassischen Zeitalters, hat er diese Rolle eingenommen oder wieder eingenommen. Bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Historiker die Aufgabe, die große Sammlung von Dokumenten und Zeichen von all dem zu errichten, was in der Welt gleichsam eine Markierung bilden konnte. Er hatte die Aufgabe, allen verschütteten Wörtern die Sprache wiederzugeben. Seine Existenz wurde nicht so sehr durch den Blick wie durch das Wiedergesagte, durch ein zweites

Sprechen gebildet, das erneut so viele verstummte Wörter aussprach. Das klassische Zeitalter gibt der Geschichte einen ganz anderen Sinn: zum ersten Mal einen Blick auf die Dinge selbst zu richten und danach das zu transkribieren, was er in glatten, neutralisierten und sich treuen Wörtern aufnimmt. Man begreift, daß in dieser »Reinigung« die erste Form der Geschichte, die sich gebildet hat, die Geschichte der Natur gewesen ist. Sie hat nämlich zu ihrer Errichtung nur unvermittelt den Dingen selbst applizierte Wörter nötig. Die Dokumente dieser neuen Geschichte sind keine anderen Wörter, Texte oder Archive, sondern klare Räume, in denen die Dinge nebeneinandertreten: Herbarien, Naturalienkabinette, Gärten. Der Ort dieser Geschichte ist ein zeitloses Rechteck, in dem die Wesen, jeden Kommentars und jeder sie umgebenden Sprache bar, sich nebeneinander mit ihren sichtbaren Oberflächen darstellen, gemäß ihren gemeinsamen Zügen aneinandergerückt, und dadurch bereits virtuell analysiert und Träger allein ihres Namens. Oft sagt man, daß die Bildung der botanischen Gärten und der zoologischen Sammlungen eine junge Neugier für die Pflanzen und die exotischen Tiere anzeigte. Tatsächlich hatten diese bereits seit langem das Interesse geweckt. Was sich geändert hat, ist der Raum, in dem man sie sehen kann oder von wo aus man sie beschreiben kann. In der Renaissance war die tierische Fremdheit ein Schauspiel; sie wurde bei Festen, bei Kämpfen, bei fiktiven oder realen Schlachten oder bei Rekonstruktionen von Legenden manifest, wenn das Bestiarium seine zeitlosen Fabeln abwickelte. Das Naturalienkabinett und der Garten, so wie man sie in der klassischen Epoche einrichtet, ersetzen das kreisförmige Drehen des »Zeigers« durch die Verteilung der Dinge in einem »Tableau«. Was sich zwischen jene Theater und diesen Katalog geschilden hat, ist nicht der Wunsch zu wissen, sondern eine neue Art, die Dinge gleichzeitig mit der Rede und dem Blick zu verschmelzen. Es handelt sich um eine neue Art, Geschichte zu machen.

Man kennt die methodologische Bedeutung, die diese Räume und jene »natürlichen« Distributionen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts für die Klassifizierung der Wörter, der Sprachen, der Wurzeln, der Dokumente, der Archive, kurz: für die Konstitution eines ganzen historischen Milieus der Geschichte (im jetzt vertrauten Sinne des Wortes) gespielt haben, in dem das neunzehnte Jahrhundert nach diesem reinen Tableau der Dinge erneut die Möglichkeit gefunden hat, über Wörter zu reden. Das neunzehnte Jahrhundert wird auch nicht mehr in der Form des Kommentars, sondern in einer Weise darüber reden,

die man als fast ebenso positiv und ebenso objektiv wie die der Naturgeschichte betrachten wird.

Das immer vollständiger Bewahren des Geschriebenen, die Einrichtung von Archiven, ihre Klassifizierung, die Neuorganisation der Bibliotheken, die Errichtung von Katalogen, Repertoiren und Inventaren stellen am Ende des klassischen Zeitalters mehr als eine neue Sensibilität gegenüber der Zeit, ihrer Vergangenheit und der Mächtigkeit ihrer Geschichte dar, nämlich eine Weise, in die bereits niedergelegte Sprache und in die Spuren, die sie hinterlassen hat, eine Ordnung einzuführen, die von der gleichen Art ist wie die, die man unter den Lebewesen errichtet. In dieser klassifizierten Zeit, in diesem rasterartigen und räumlich aufgeteilten Werden haben es die Historiker des neunzehnten Jahrhunderts unternommen, schließlich eine »wahre« Geschichte zu schreiben – das heißt, eine von der klassischen Rationalität, von ihrer Ordnung und ihrer Theozie befreite, eine dem heftigen Einbruch der Zeit ausgesetzte Geschichte zu schreiben.

III. Die Struktur

So angeordnet und verstanden, hat die Naturgeschichte als Bedingung ihrer Möglichkeit die gemeinsame Zugehörigkeit der Sachen und der Sprache zur Repräsentation. Sie existiert aber als Aufgabe nur insofern, als die Dinge und die Sprache getrennt sind. Sie wird also jene Distanz reduzieren müssen, um die Sprache dem Blick sehr nahe zu bringen und die betrachteten Dinge möglichst in die Nähe der Wörter zu rücken. Die Naturgeschichte ist nichts anderes als die Benennung des Sichtbaren. Daher rührt ihre scheinbare Einfachheit und jener Anstrich, der von weitem naiv erscheint, so einfach und durch die Evidenz der Dinge auferlegt ist sie. Man hat den Eindruck, daß mit Tournefort, mit Linné oder Buffon man schließlich begonnen hat, das auszusprechen, was schon immer sichtbar gewesen war, aber vor einer Art unüberwindlicher Unachtsamkeit der Blicke stumm geblieben war. Tatsächlich ist es keine jahrhundertalte Unaufmerksamkeit, die plötzlich verflohen ist, sondern ein neues Gesichtsfeld, das sich in seiner ganzen Mächtigkeit gebildet hat.

Die Naturgeschichte ist nicht möglich geworden, weil man besser und aus größerer Nähe hingeschaut hätte. Im strengen Sinne kann man sagen, daß das klassische Zeitalter sich angestrengt hat, wenn nicht so

wenig wie möglich zu sehen, so doch wenigstens freiwillig das Feld seiner Erfahrung einzuengen. Die Beobachtung ist seit dem siebzehnten Jahrhundert eine sinnliche Erkenntnis, die mit systematisch negativen Bedingungen verbunden ist. Dabei war das Hörensagen ausgeschlossen, aber auch der Geschmack und der Geruch waren ausgeschlossen, weil sie mit ihrer Ungewißheit, ihrer Variabilität keine Analyse in getrennte Elemente gestatten, die allgemein akzeptabel wäre. Es handelt sich um eine sehr enge Begrenzung des Tastsinns auf die Zeichnung einiger, ziemlich evidenter Oppositionen (wie jene des Glatten und des Rauhen); es hat fast ein exklusives Privileg der Sehkraft gegeben, die der Sinn der Evidenz und der Ausdehnung und infolgedessen einer von allen anerkannten Analyse *partes extra partes* ist. Der Blinde im achtzehnten Jahrhundert kann wohl Geometer sein, er kann aber nicht Naturforscher sein.¹⁵⁹ Trotzdem ist nicht alles von dem benutzbar, was sich dem Blick anbietet. Insbesondere die Farben können kaum nützliche Vergleiche bieten. Das Sichtfeld, in dem die Beobachtung ihre Kraft haben wird, ist nur das Residuum jener Aus-schlüsse: eine von jeder anderen sinnlichen Last befreite und obendrein ins Grau in Grau übergegangene Sichtbarkeit. Dieses Feld definiert viel eher als die schließlich den Dingen selbst gegenüber aufmerksame Aufnahme die Bedingung, unter denen die Naturgeschichte und das Erscheinen ihrer gefilterten Gegenstände (Linien, Oberflächen, Formen, Reliefs) möglich werden.

Man wird vielleicht sagen, daß die Anwendung des Mikroskops diese Einschränkungen aufwiegt und daß, wenn die sinnliche Erfahrung auf der Seite ihrer am meisten anzweifelbaren Ränder sich bezähmte, sie sich in Richtung der neuen Gegenstände einer technisch kontrollierten Beobachtung erweiterte. Tatsächlich ist es das gleiche Ensemble negativer Bedingungen, das das Gebiet der Erfahrung abgegrenzt und den Gebrauch optischer Instrumente möglich gemacht hat. Um durch eine Linse besser beobachten zu können, muß man darauf verzichten, mit den anderen Sinnen oder vom Hörensagen zu erkennen. Ein Wechsel der Stufenleiter auf der Ebene des Blicks muß mehr Wert haben als die Korrelationen zwischen den verschiedenen Zeugnissen, die die Eindrücke, die Lektüre oder die Lehre zusteuern können. Wenn das unbegrenzte Verschachteln des Sichtbaren mit seiner eigenen Ausdehnung

¹⁵⁹ Denis Diderot, *Lettre sur les aveugles*. Vgl. Linné, *Philosophie botanique*, Paris 1788, § 258: »Man muß alle zufälligen Merkmale zurückweisen, die bei der Pflanze weder für das Auge noch für die Berührung vorhanden sind.«

sich besser dem Blick durch das Mikroskop darbietet, ist es davon nicht befreit. Und der beste Beweis dafür ist wahrscheinlich, daß die optischen Instrumente vor allem zur Lösung von Fortpflanzungsproblemen benutzt wurden, das heißt zur Entdeckung, wie die Formen, die Dispositionen, die charakteristischen Proportionen der erwachsenen Individuen und ihrer Art über die Zeitalter hin unter Beibehaltung ihrer strengen Identität fortgesetzt werden. Das Mikroskop ist nicht zur Überschreitung der Grenzen des fundamentalen Gebiets der Sichtbarkeit herangezogen worden, sondern zur Lösung eines der von diesem gestellten Probleme – der Aufrechterhaltung der sichtbaren Formen entlang der Linie der Generationen. Die Benutzung des Mikroskops ist auf eine nicht-instrumentale Beziehung zwischen den Dingen und den Augen gegründet. Diese Beziehung definiert die Naturgeschichte. Linné sagte zum Beispiel, daß die *Naturalia* im Gegensatz zu den *Coelestia* und den *Elementa* dazu bestimmt seien, sich direkt den Sinnen anzubieten.¹⁶⁰ Tournefort dachte, daß man zur Kenntnis der Pflanzen diese eher »so, wie sie uns unter die Augen kommen«, analysieren sollte, »als daß man jede ihrer Variationen mit einem ehrfürchtigen Skrupel untersuchte«.¹⁶¹

Beobachten heißt also, sich damit zu bescheiden zu sehen; systematisch wenige Dinge zu sehen. Zu sehen, was im etwas konfusen Reichtum der Repräsentation sich analysieren läßt, von allen erkannt werden und so einen Namen erhalten kann, den jeder verstehen wird: »Alle dunklen Ähnlichkeiten sind nur zur Schande der Kunst eingeführt worden.«¹⁶² Die durch die Augen gewonnenen Repräsentationen werden, wenn sie selbst entfaltet, von allen Ähnlichkeiten befreit und sogar von ihren Farben gereinigt sind, schließlich der Naturgeschichte das geben, was ihren eigentlichen Gegenstand bildet: das genau, was sie in jene wohlgeformte Sprache übergehen läßt, die sie bauen will. Der Gegenstand ist der Umfang, aus dem die natürlichen Wesen bestehen, ein Umfang, der vier Variablen unterliegt, und wirklich nur

¹⁶⁰ *Carolus Linnaei Systema naturae sistens in regna tria naturae, in classes et ordines, genera et species redacta, tabulae aeneis illustrata*, Leyden 1756, S. 214. Über die begrenzte Nützlichkeit des Mikroskops vgl. S. 220 f.

¹⁶¹ Joseph Pitton de Tournefort, *Isagoge in rem herbariam*, in: *Institutiones rei herbariae*, Paris 1719; in der Übersetzung von G. Becker als *Introduction à la botanique*, Paris 1957, S. 295. Buffon wirft der Methode Linnés vor, auf zu schwache Merkmale zurückzugreifen, so daß man zum Mikroskop greifen muß. Der Vorwurf, sich eines optischen Geräts zu bedienen, hat hier von einem Naturforscher zum anderen den Wert eines theoretischen Einwands.

¹⁶² Linné, *Philosophie botanique*, § 299.

vier Variablen: der Form der Elemente; der Quantität dieser Elemente; der Weise, auf die sie im Raum eines in Beziehung zu den anderen verteilt sind; der relativen Größe eines jeden. Wie Linné in einem der wichtigsten Texte sagte, »muß jedes Merkmal aus der Zahl, der Gestalt, der Proportion, der Situation gezogen werden.«¹⁶³ Wenn man zum Beispiel die Fortpflanzungsorgane der Pflanze studiert, wird es ausreichen, aber auch unerlässlich sein, die Staubgefäße und Stempel zu zählen (oder eventuell ihr Fehlen festzustellen) und zu bestimmen, welche Form sie haben, nach welcher geometrischen Gestalt sie in der Blüte verteilt sind (Kreis, Sechseck, Dreieck), welches ihre Größe in bezug auf die anderen Organe ist. Diese vier Variablen, die man auf die gleiche Weise auf die fünf Teile der Pflanze anwenden kann – Wurzeln, Stiele, Blätter, Blüten, Früchte – spezifizieren in ausreichendem Maße den Umfang, der sich der Repräsentation bietet, damit man ihn in einer für alle annehmbaren Beschreibung gliedern kann: von dem gleichen Einzelwesen wird jeder die gleiche Beschreibung machen können, und umgekehrt wird von einer solchen Beschreibung ausgehend jeder die ihr entsprechenden Einzelwesen erkennen können. In dieser fundamentalen Gliederung des Sichtbaren wird das erste Gegenüber-treten der Sprache und der Dinge sich auf eine Weise herstellen können, die jede Ungewißheit ausschließt.

Jeder sichtbar unterschiedene Teil einer Pflanze oder eines Tieres ist also insoweit beschreibbar, als er vier Reihen von Werten annehmen kann. Diese vier Werte, die ein Organ oder irgendein Element betreffen und determinieren, nennen die Botaniker seine *Struktur*. »Unter der Struktur der Pflanzenteile versteht man die Zusammensetzung und Zusammenfügung der Stücke, die den Körper bilden.«¹⁶⁴ Sie gestattet sogleich, das zu beschreiben, was man sieht, und zwar auf zwei weder widersprüchliche noch einander ausschließende Weisen. Die Zahl und die Größe können stets durch eine Rechnung oder eine Messung bestimmt werden. Man kann sie also in Mengengriffen ausdrücken. Dagegen müssen die Formen und Dispositionen durch andere Verfahren beschrieben werden, entweder durch die Identifikation mit geometrischen Formen oder durch Analogien, die alle »von größter Evidenz« sein müssen.¹⁶⁵ So kann man bestimmte, ziemlich komplexe Formen ausgehend von ihrer sichtbaren Ähnlichkeit mit dem menschlichen Kör-

per beschreiben, der als Reserve für die Beispiele der Sichtbarkeit dient und spontan die Angel bildet zwischen dem, was man sehen, und dem, was man sagen kann.¹⁶⁶

Die Struktur gestattet dem Sichtbaren, indem sie es begrenzt und filtrierte, sich in Sprache zu transkribieren. Durch sie geht die Sichtbarkeit des Tiers oder der Pflanze völlig in den Diskurs über, der sie aufnimmt. Vielleicht gelingt es ihm einmal, sich selbst dem Blick durch die Wörter wiederzugeben, wie in jenen botanischen Kalligrammen, von denen Linné träumte.¹⁶⁷ Er wünschte, daß die Reihenfolge der Beschreibung, ihre Aufteilung in Paragraphen und bis hin zu den typographischen Verfahren die Gestalt der Pflanze wiedergäben; daß der Text in seinen Formvariablen, in den Abweichungen seiner Disposition und Menge eine pflanzliche Struktur hätte. »Es ist schön, wenn man der Natur folgt: von der Wurzel bis zu den Stielen, den Blattstielen, den Blättern, den Blütenstielen, den Blüten.« Man müßte die Beschreibung in so viele Absätze aufteilen, wie die Pflanze Teile hat, und in großen Buchstaben das drucken, was die Hauptteile betrifft, in kleinen Buchstaben die Analyse der »Teile von Teilen«. Man wird dann das hinzufügen, was man außerdem von der Pflanze weiß, nach der Art eines Zeichners, der seine Skizze durch Scharten- und Lichtspiele vervollständigt: »Die Schattierung wird genau die ganze Geschichte der Pflanze, wie ihre Namen, ihre Struktur, ihre äußere Gesamtheit, ihre Natur und ihren Gebrauch enthalten.« In Sprache umgesetzt, dringt die Pflanze darin ein und rekonstruiert ihre reine Form unter den Augen des Lesers. Das Buch wird zum Herbarium der Strukturen, und man sollte nicht sagen, daß das die Träumerei eines Systematikers ist, der die Naturgeschichte nicht in ihrer ganzen Ausdehnung darstellt. Bei Buffon, der ein ständiger Gegner von Linné war, existiert die gleiche Struktur, und sie spielt auch die gleiche Rolle. Es ist »zu verstehen [...] daß diese anschauende Methode sich auf die Gestalt, auf die Größe, auf das äußerliche Ansehen, auf die verschiedenen Teile, auf ihre Anzahl, auf ihre Stellung, ja sogar auf ihre Materie gründen muß.«¹⁶⁸ Buffon und Linné setzen den gleichen Raster auf; ihr Blick

¹⁶⁶ Linné (a. a. O., § 331) zählt die Körperteile auf, die für Maß und Form als Archetyp dienen können: Haare, Nägel, Daumen, Handspanne, Auge, Ohr, Finger, Nabel, Penis, Vulva, Brust.

¹⁶⁷ A. a. O., § 328 f.

¹⁶⁸ Georges-Louis de Buffon, *Discours sur la manière d'étudier et de traiter l'histoire naturelle*, deutsch unter dem Titel *Von der Art, wie man die natürliche Historie lernen und vortragen soll*, in: ders., *Allgemeine Historie der Natur nach allen ihren*

¹⁶³ A. a. O., § 167; vgl. auch § 327.

¹⁶⁴ Tournefort, *Introduction à la botanique*, S. 558.

¹⁶⁵ Linné, *Philosophie botanique*, § 299.

besetzt auf den Dingen die gleiche Kontaktfläche. Die gleichen schwarzen Felder beherrschen das Unsichtbare. Die gleichen hellen und abgesetzten Flächen bieten sich für die Wörter an.

Durch die Struktur wird das, was die Repräsentation vermengt und in der Form der Gleichzeitigkeit gibt, analysiert und dadurch der linearen Abwicklung der Sprache überlassen. Die Beschreibung ist in der Tat für das betrachtete Objekt das, was der Satz für die Repräsentation ist, die er ausdrückt: die Aufreihung Element für Element. Man erinnert sich aber, daß die Sprache in ihrer empirischen Form eine Theorie des Satzes und eine weitere der Gliederung implizierte. In sich selbst blieb der Satz leer. Hinsichtlich der Gliederung ist zu sagen, daß er nur dann wirklich Diskurs wurde, wenn er mit der offensichtlichen oder geheimen Funktion des Verbs *sein* verbunden war. Die Naturgeschichte ist eine Wissenschaft, das heißt eine Sprache, sie ist jedoch begründet und wohl gebildet: ihr Ablaufen in Sätzen ist füglich eine Gliederung. Die Anordnung der Elemente in einer linearen Folge zerschneidet die Repräsentation in evidenter und allgemeiner Weise. Während eine gleiche Repräsentation zu einer beträchtlichen Zahl von Sätzen Anlaß geben kann, weil die Namen, die sie füllen, sie auf verschiedene Weise gliedern, werden ein und dasselbe Tier, ein und dieselbe Pflanze auf die gleiche Weise beschrieben, insoweit von der Repräsentation zu der Sprache die Struktur herrscht. Die *Strukturtheorie*, die die Naturgeschichte in der Klassik in ihrem ganzen Umfang durchläuft, legt in ein und derselben Funktion die Rollen übereinander, die in der Sprache die *Gliederung* und der *Satz* spielen.

Dadurch wird die Möglichkeit einer Naturgeschichte mit der *mathesis* verbunden. Sie führt tatsächlich das ganze Feld des Sichtbaren auf ein System von Variablen zurück, dessen sämtliche Werte wenn nicht durch eine Menge, so wenigstens durch eine völlig klare und stets begrenzte Beschreibung bestimmt werden können. Man kann also unter den natürlichen Wesen das System der Identitäten und die Ordnung der Unterschiede errichten. Adanson schätzte, daß man eines Tages die Botanik wie eine streng mathematische Wissenschaft behandeln könnte und daß es möglich würde, darin Probleme zu stellen, wie man es in der Algebra oder der Geometrie tut: »den spürbarsten Punkt finden, der die Trennungslinie oder Gegensatzlinie zwischen der Familie der Skabiosen und der des Geißblattes herstellt«; oder auch eine bekannte

besonderen Theilen abgehandelt. Mit einer Vorrede von Albrecht von Haller, 11 Bde., Hamburg und Leipzig 1750-1782, Bd. 1 (Erster Theil), S. 15.

Pflanzenart (natürliche oder künstliche, das spielt keine Rolle) zu finden, die genau den Platz zwischen der Familie der Seidenpflanzen und der der Borrecharten einnimmt.¹⁶⁹ Die große Verbreitung der Wesen auf der Oberfläche der Erde kann durch die Kraft der Struktur gleichzeitig in die Abfolge einer beschreibenden Sprache und in das Feld einer *mathesis* eintreten, die eine allgemeine Wissenschaft der Ordnung wäre. Diese konstitutive und so komplexe Beziehung entsteht in der offensichtlichen Einfachheit eines *beschriebenen Sichtbaren*.

Das ist von großer Wichtigkeit für die Definition der Naturgeschichte in ihrem Bezug. Dieser wird durch Oberflächen und Linien gegeben, nicht durch Funktionieren oder unsichtbares Gewebe. Die Pflanze und das Tier werden weniger in ihrer organischen Einheit als durch die sichtbare Heraustrennung ihrer Organe gesehen. Sie sind Füße und Hufe, Blüten und Früchte, bevor sie Atmung und innere Säfte sind. Die Naturgeschichte durchläuft einen Raum von sichtbaren, gleichzeitigen, begleitenden Variablen, die ohne innere Beziehung einer Subordination oder Organisation sind. Die Anatomie hat im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die lenkende Rolle verloren, die sie in der Renaissance besaß und zur Zeit von Cuvier wiederfinden wird. Die Neugier hat in der Zwischenzeit nicht abgenommen, das Wissen war nicht rückläufig, aber die fundamentale Disposition des Sichtbaren und des Aussagbaren dringt nicht mehr durch die Dicke des Körpers. Daher rührt der erkenntnistheoretische Vorrang der Botanik: der den Wörtern und Sachen gemeinsame Raum bildete einen für die Pflanzen in viel stärkerem Maße aufnahmebereiten Raster, der viel weniger »schwarzfeldig« war als für die Tiere; insoweit viele konstitutive Organe an der Pflanze sichtbar sind, die es bei den Tieren nicht sind, war die taxinomische Erkenntnis ausgehend von unmittelbar wahrnehmbaren Variablen in der botanischen viel reicher und viel kohärenter als in der zoologischen Ordnung. Man muß also das umkehren, was man gewöhnlich sagt. Nicht weil man sich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert für die Botanik interessierte, hat man sich auf die Untersuchung der Klassifikationsmethoden geworfen, sondern weil man nur in einem taxinomischen Raum der Sichtbarkeit denken und sprechen konnte, mußte die Erkenntnis der Pflanzen die der Tiere übertreffen.

Botanische Gärten und Naturalienkabinette waren im Bereich der Institutionen die notwendigen Korrelative dieser Zergliederung. Ihre

¹⁶⁹ Michel Adanson, *Familles des plantes*, Paris 1763, *Préface*, S. CCI.

Bedeutung für die klassische Kultur liegt wesentlich nicht in dem, was sie zeigen, sondern in dem, was sie verbergen, und in dem, was durch diese Verschleierung auftauchen kann. Sie verbergen die Anatomie und die Funktionsabläufe, sie verschleiern den Organismus, um vor Augen, die die Wahrheit erwarten, das sichtbare Relief der Formen mit deren Elementen, deren Art der Verstreuung und deren Maßen entstehen zu lassen. Sie sind das Buch der Strukturen, der Raum, in dem sich die Merkmale kombinieren und die aufgeteilten Klassen entfalten. Cuvier wird eines Tages am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach den Glasbehältern des Muséum d'Histoire naturelle greifen, sie zer schlagen und die ganze klassische Konserve der tierischen Sichtbarkeit sezieren. Diese ikonoklastische Bewegung, zu der sich Lamarck nie wird entschließen können, gibt keine frische Neugier für ein Geheimnis wieder, das zu kennen man weder Sorge noch Mut noch Möglichkeit gehabt hätte. Es handelt sich, und das ist viel gewichtiger, um eine Veränderung im Raum der abendländischen Kultur: um das Ende der *Geschichte* im Sinne von Tournefort, Linné, Buffon, Adanson und in dem Sinne, in dem Boissier de Sauvages sie verstand, als er die *historische* Erkenntnis des Sichtbaren der *philosophischen* Erkenntnis des Unsichtbaren, des Verborgenen und der Ursachen gegenüberstellte.¹⁷⁰ Das wird auch der Anfang dessen sein, was dadurch, daß die Anatomie an die Stelle der Einteilung, der Organismus an die Stelle der Struktur, die innere Subordination an die Stelle der sichtbaren Merkmale, die Serie an die Stelle des Tableaus tritt, eine tiefe Masse an Zeit in die alte, flache und schwarz auf weiß geschriebene Welt der Tiere und der Pflanzen zu stürzen gestattet, der man erneut den Namen *Geschichte* geben wird.

IV. Das unterscheidende Merkmal

Die Struktur ist jene Bezeichnung des Sichtbaren, die ihm in einer Art prälinguistischen Wahl gestattet, sich in die Sprache zu transkribieren. Aber die so erhaltene Beschreibung ist nichts weiter als eine Art Eigenname. Sie läßt jedem Wesen seine strenge Individualität und formuliert weder die Übersicht, zu der es gehört, noch die Nachbarschaft, die es umgibt, noch den Platz, den es einnimmt. Sie ist schlicht und einfach

¹⁷⁰ François Boissier de Sauvages, *Nosologie méthodique*, französische Übersetzung, 10 Bde., Lyon 1772, Bd. 1, S. 91 f.

187
Bezeichnung. Damit die Naturgeschichte zur Sprache wird, muß die Beschreibung »Gattungsname« werden. Wir haben gesehen, wie in der spontanen Sprache die ersten Bezeichnungen, die nur einzelne Repräsentationen betrafen, allmählich durch die Kraft der Derivation allgemeinere Werte angenommen haben, nachdem sie aus der Gebärdensprache und aus primitiven Wurzeln entstanden waren. Die Naturgeschichte ist aber eine wohlgestaltete Sprache, die den Zwang der Derivation und ihrer Gestalt nicht annehmen muß. Sie braucht keiner Etymologie Vertrauen zu schenken.¹⁷¹ Sie muß in ein und derselben Operation das vereinigen, was die Sprache des Alltags getrennt hält: sie muß gleichzeitig sehr genau alle natürlichen Wesen bezeichnen und sie in das System der Identitäten und Unterschiede einreihen, das sie an die anderen annähert und sie voneinander unterscheidet. Die Naturgeschichte muß in einem Zug eine bestimmte *Bezeichnung* und eine beherrschte *Derivation* sichern. Wie die Strukturtheorie die Gliederung und den Satz übereinanderlegte, ebenso muß die Theorie vom *Merkmal* die Werte, die bezeichnen, und den Raum, von dem sie abstammen (*dérivent*), identifizieren. »Die Pflanzen zu erkennen, heißt genau die Namen zu wissen, die man ihnen in Beziehung zur Struktur einiger ihrer Teile gegeben hat ... Die Vorstellung vom unterscheidenden Merkmal, das die Pflanzen entscheidend voneinander abhebt, muß unveränderlich mit dem Namen jeder Pflanze verbunden bleiben.«¹⁷²

Die Herausarbeitung des unterscheidenden Merkmals ist gleichzeitig leicht und schwierig. Leicht ist sie, weil die Naturgeschichte kein System von Namen ausgehend von schwierig zu analysierenden Repräsentationen zu errichten hat, sondern weil sie es auf eine Sprache gründen muß, die bereits in der Beschreibung entwickelt worden ist. Man wird bei der Benennung nicht von dem ausgehen, was man sieht, sondern von den Elementen, die die Struktur bereits hat in den Diskurs übergehen lassen. Es handelt sich um die Errichtung einer Sekundärsprache, ausgehend von jener Primärsprache, die bestimmt und allgemeingültig ist. Aber sogleich taucht eine größere Schwierigkeit auf. Zur Errichtung der Identitäten und Unterschiede zwischen allen natürlichen Wesen müßte man jedem Zug Rechnung tragen, der in einer Beschreibung hat erwähnt werden können. Es ist eine unendliche Aufgabe, die das Entstehen der Naturgeschichte in eine unzugängliche Ferne rücken

¹⁷¹ Linné, *Philosophie botanique*, § 238.

¹⁷² Tournefort, *Introduction à la botanique*, S. 1 f.

die man braucht; aber die Ordnung des Warentausches, seine Hierarchie und die sich darin manifestierenden Unterschiede werden durch die Arbeitseinheiten hergestellt, die in den zur Frage stehenden Gegenständen sich niederschlagen. Wenn für die Erfahrung des Menschen – auf der Ebene dessen, was sich unaufhörlich Psychologie nennt – das von ihnen Ausgetauschte ihnen »unerlässlich, bequem oder angenehm« ist, ist für den Ökonomen, was in Form der Dinge zirkuliert, die Arbeit. Es sind nicht mehr Bedarfsgegenstände, die sich gegenseitig repräsentieren, sondern transformierte, verborgene, vergessene Zeit und Mühe.

Dieses Lösen ist von großer Bedeutung. Gewiß, Adam Smith analysiert noch wie seine Vorgänger jenes Feld der Positivität, das im achtzehnten Jahrhundert als »Reichtümer« bezeichnet wurde; er verstand darunter ebenfalls Gebrauchsgegenstände – also die Gegenstände einer bestimmten Form von Repräsentation –, die sich selbst in den Bewegungen und Prozessen des Tauschs repräsentierten. Innerhalb dieser Reduplizierung aber, und um damit das Gesetz, die Einheiten und die Maße des Tauschs zu regulieren, formuliert er ein Ordnungsprinzip, das nicht auf die Analyse der Repräsentation reduzierbar ist. Er bringt die Arbeit ans Licht, das heißt: die Mühe und die Zeit, jenen Tag, der das Leben eines Menschen gleichzeitig zerteilt und verbraucht. Die Äquivalenz der Gegenstände des Verlangens wird nicht mehr vermittelt durch andere Gegenstände und anderen Verlangens, sondern durch einen Übergang zu dem festgestellt, was zu ihnen in radikaler Heterogenität sich befindet. Wenn es eine Ordnung in den Reichtümern gibt, wenn dieses jenes kaufen kann, wenn Gold zweimal soviel Wert ist wie Silber, dann nicht mehr, weil die Menschen vergleichbare Wünsche haben, nicht weil sie durch ihren Körper den gleichen Hunger verspüren oder weil das Herz aller dem gleichen Zauber unterliegt, sondern weil sie alle der Zeit, der Mühe, der Ermüdung und, wenn man bis zur äußersten Grenze geht, dem Tod selbst unterworfen sind. Die Menschen tauschen, weil sie Bedürfnisse und Verlangen haben. Aber sie können tauschen und diesen Tausch ordnen, weil sie der Zeit und der großen äußeren Fatalität unterliegen. Hinsichtlich der Fruchtbarkeit dieser Arbeit ist zu sagen, daß sie sich nicht so sehr der Geschicklichkeit des einzelnen oder der Berechnung der Interessen verdankt. Sie ist auf Bedingungen gegründet, die ebenfalls ihrer Repräsentation äußerlich sind: industrieller Fortschritt, steigende Arbeitsteilung, Akkumulation des Kapitals, Trennung von produktiver und nicht pro-

274

duktiver Arbeit. Man sieht, auf welche Weise die Reflexion über die Reichtümer mit Adam Smith beginnt, den Raum zu überschreiten, der ihr in der Klassik bestimmt war. Man siedelte sie damals innerhalb der »Ideologie« – innerhalb der Analyse der Repräsentation – an. Künftig bezieht sie sich gewissermaßen verquer auf zwei Gebiete, die beide den Formen und Gesetzen der Zerlegung der Repräsentationen sich entziehen. Einerseits zielt sie bereits auf eine Anthropologie, die das Wesen des Menschen (seine Endlichkeit, seine Beziehung zur Zeit und den drohenden Tod) und das Objekt in Frage stellt, in das er seine Zeit und seine Mühe investiert, ohne darin den Gegenstand seines unmittelbaren Bedürfnisses erkennen zu können. Andererseits weist sie, zwar in einer bestimmten Leere, noch auf die Möglichkeit einer Politischen Ökonomie hin, die nicht mehr den Austausch von Reichtümern zum Gegenstand hätte (und das Spiel der ihn begründenden Repräsentationen), sondern ihre wirkliche Produktion: die Formen der Arbeit und des Kapitals. Man versteht, wie zwischen diesen neu gebildeten Positivitäten (einer Anthropologie, die von einem sich selbst fremdgewordenen Menschen, und einer Ökonomie, die von den dem menschlichen Bewußtsein äußerlichen Mechanismen spricht) die Ideologie oder die Analyse der Repräsentationen darauf reduziert werden wird, bald nur noch eine Psychologie zu sein, während sich ihr gegenüber und gegen sie die Dimension einer möglichen Geschichte errichtet, die sie bald in voller Höhe beherrschen soll. Seit Adam Smith ist die Zeit der Ökonomie nicht die zyklische der Verarmungen und des wachsenden Reichtums. Es ist auch nicht die lineare Zunahme geschickter Politiker, die die Produktion schneller ankurbeln, als sie die Preise erhöhen, indem sie ständig die Zahl der zirkulierenden Geldstücke leicht anheben. Es wird die innere Zeit einer Organisation sein, die gemäß ihrer eigenen Notwendigkeit wächst und die nach autochthonen Gesetzen sich entwickelt – die Zeit des Kapitals und der Produktionsweise.

III. Die Organisation der Wesen

Auf dem Gebiet der Naturgeschichte sind die Veränderungen, die man zwischen 1775 und 1795 feststellen kann, von gleichem Typus. Das Prinzip der Klassifikationen wird nicht in Frage gestellt. Diese haben stets das Ziel der Bestimmung des »wesentlichen Merkmals«, das die

Einzelwesen und die Arten in allgemeineren Einheiten gruppiert, das diese Einheiten unterscheidet und ihnen schließlich eine Verschachtelung solcher Art gestattet, daß sie ein Tableau bilden, in dem alle Individuen und alle Gruppen – bekannte oder unbekannte – ihren Platz werden finden können. Diese wesentlichen Merkmale werden der totalen Repräsentation der Einzelwesen entnommen. Sie sind deren Analyse und gestatten, indem sie diese Repräsentation repräsentieren, die Konstituierung einer Ordnung. Die allgemeinen Prinzipien der *taxinomia*, die die Systeme von Tournefort und von Linné, die Methode von Adanson bestimmten, haben für Jussieu, für Vicq d'Azyr, für Lamarck und für Candolle immer noch auf gleiche Weise Geltung. Dennoch werden die Technik, die die Herausarbeitung eines wesentlichen Merkmals gestattet, die Beziehung zwischen sichtbarer Struktur und Kriterien der Identität modifiziert, wie von Adam Smith die Beziehungen zwischen Bedürfnis und Preis modifiziert worden sind. Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts hatten die Klassifikatoren das wesentliche Merkmal durch den Vergleich der sichtbaren Strukturen festgelegt, das heißt dadurch, daß sie Elemente in Beziehung setzten, die homogen waren, da jedes nach dem gewählten Ordnungsprinzip als Repräsentation der anderen dienen konnte. Der einzige Unterschied lag darin, daß für die Systematiker die repräsentativen Elemente von Anfang an festgelegt waren, während sie sich für die Methodiker allmählich bei einer fortschreitenden Konfrontation herauslösten. Aber der Übergang von der beschriebenen Struktur zum klassifikatorischen Merkmal vollzog sich völlig auf der Ebene der repräsentativen Funktionen, die das Sichtbare hinsichtlich seiner selbst ausübte. Seit Jussieu, Lamarck und Vicq d'Azyr hat das Merkmal oder eher die Transformation der Struktur in ein Merkmal sich auf ein dem Gebiet des Sichtbaren fremdes Prinzip gegründet – ein inneres, auf das reziproke Spiel der Repräsentationen nicht reduzierbares Prinzip. Dieses Prinzip (dem in der Ordnung der Ökonomie die Arbeit entspricht) ist die *Organisation*. Als Grundlage der Taxinomien erscheint die Organisation auf vier verschiedene Weisen.

1. Zunächst in der Form einer Hierarchie der Merkmale. Wenn man in der Tat die Arten nicht nebeneinander und in ihrer größten Diversität aufführt und wenn man zur sofortigen Begrenzung des Untersuchungsfeldes die großen, von der Evidenz aufgedrängten Gruppierungen akzeptiert – etwa die Grasartigen, Kreuzblumen, Hülsenartigen für die Pflanzen; oder für die Tiere die Würmer, die Fische, die

Vögel, die Vierfüßer –, sieht man, daß bestimmte Merkmale absolut konstant sind und in keiner Gattung, keiner erkennbaren Art fehlen: zum Beispiel die Einfügung der Staubfäden, ihre Stellung in Beziehung zum Griffel, die Einfügung der Blumenkrone, wenn sie die Staubfäden trägt, die Zahl der Samenanlagen, die der Samenkeim hat. Andere Merkmale sind in einer Familie sehr häufig, erreichen aber nicht den gleichen Grad an Beständigkeit. Sie werden von weniger wesentlichen Organen gebildet (die Zahl der Blütenblätter, Vorhandensein oder Fehlen der Blumenkrone, entsprechende Lage des Kelches oder des Griffels). Das sind die »subuniformen, sekundären« Merkmale. Schließlich sind die »semi-uniformen, tertiären« Merkmale mal konstant, mal variabel (monophyllische oder polyphyllische Struktur des Kelches, Zahl der Kammern in der Frucht, Lage der Blüten und der Blätter, Natur des Stiels). Mit diesen semi-uniformen Merkmalen ist die Definition der Familien oder der Ordnungen unmöglich. Nicht weil sie, wenn man sie auf alle Arten anwenden würde, unfähig wären, allgemeine Entitäten zu bilden, sondern weil sie nicht das betreffen, was es an Wesentlichem in einer Gruppe von Lebewesen gibt. Jede große, natürliche Familie verfügt über Besonderheiten, die sie definieren; und die Merkmale, die gestatten, sie zu erkennen, sind jenen fundamentalen Bedingungen sehr nahe: So ist der Same, weil die Reproduktion die Hauptfunktion der Pflanze ist, der wichtigste Teil der Pflanze, und man wird die Pflanzen in drei Klassen aufteilen können: in Nacktkeimende, Einsamenlappige und Zweisamenlappige. Auf dem Hintergrund dieser wesentlichen und »primären« Merkmale werden die anderen erscheinen und feinere Unterscheidungen einführen können. Man sieht, daß das Merkmal nicht mehr direkt der sichtbaren Struktur entnommen wird, ohne weiteres Kriterium als seine Präsenz oder sein Fehlen. Es gründet sich auf die Existenz für das Lebewesen wesentlicher Funktionen und auf Beziehungen der Wichtigkeit, die nicht mehr allein von der Beschreibung abhängen.

2. Die Merkmale sind also mit Funktionen verbunden. In einer Hinsicht kommt man zur alten Theorie der Signaturen oder der Markierungen zurück, die annahm, daß die Wesen am sichtbarsten Punkt ihrer Oberfläche das Zeichen dessen tragen, was an ihnen das Wesentlichste ist. Aber hier sind die Beziehungen der Wichtigkeit Beziehungen der funktionalen Subordination. Wenn die Zahl der Samenanlagen entscheidend ist für die Klassifizierung der Pflanzen, dann deshalb, weil sie eine determinierende Rolle in der Funktion der Reproduktion

spielen und dadurch selbst mit der ganzen inneren Organisation der Pflanze verbunden sind. Sie weisen auf eine Funktion hin, die die ganze Disposition des Einzelwesens bestimmt.⁸ So hat Vicq d'Azyr für die Tiere gezeigt, daß die Ernährungsfunktionen wahrscheinlich die bedeutendsten sind. Aus diesem Grunde »bestehen konstante Beziehungen zwischen der Struktur der Zähne der Fleischfresser und der ihrer Muskeln, ihrer Zehen, ihrer Krallen, ihrer Zunge, ihres Magens, ihrer Eingeweide«.⁹ Das Merkmal wird also nicht durch eine Beziehung des Sichtbaren zu sich selbst erstellt. Es ist in sich selbst nur die sichtbare Spitze einer komplexen und hierarchisierten Organisation, in der die Funktion eine wesentliche Befehls- und Determinationsrolle spielt. Nicht, weil es in den beobachteten Strukturen so häufig ist, ist ein Merkmal bedeutend, sondern weil es funktional wichtig ist, begegnet man ihm so oft. Wie Cuvier bemerkt hat, als er das Werk der letzten großen Methodiker seines Jahrhunderts zusammenfaßte, sind, je weiter man sich zu den allgemeineren Klassen hinwendet, »die Eigenheiten, die als gemeinsame bleiben, auch um so konstanter. Und da die konstantesten Beziehungen diejenigen sind, die zu den bedeutendsten Teilen gehören, werden die Merkmale der höheren Unterteilungen aus den bedeutendsten Teilen entnommen [...] so wird die Methode eine natürliche sein, weil sie der Bedeutung der Organe Rechnung trägt.«¹⁰

3. Unter diesen Bedingungen begreift man, wie der Begriff des Lebens für die Anordnung der natürlichen Wesen unerlässlich geworden ist. Er ist es aus zwei Gründen geworden: zunächst mußte man in der Tiefe des Körpers die Beziehungen erfassen können, die die Organe an der Oberfläche mit denen verbinden, deren Existenz und verborgene Form die wesentlichen Funktionen sichern. So schlägt Wolff vor, die Säugetiere nach der Anordnung ihrer Hufe zu klassifizieren. Diese Anordnung ist mit der Weise, sich zu bewegen, und den Bewegungsmöglichkeiten des Tieres verbunden. Nun korrelieren diese Weisen ihrerseits mit der Form der Ernährung und den verschiedenen Organen des Verdauungssystems.¹¹ Außerdem kommt es vor, daß die bedeutendsten Merkmale am verborgensten sind. Bereits in der Ord-

nung der Pflanzen hat man feststellen können, daß nicht die Blüten und die Früchte (die sichtbarsten Teile der Pflanze) die kennzeichnenden Elemente sind, sondern der Keimapparat und Organe wie die Samenlappen. Dieses Phänomen ist bei den Tieren noch häufiger. Wolff dachte, daß man die großen Klassen durch die Formen des Blutkreislaufes definieren müsse. Und Lamarck, der ja doch selber keine Sezierungen vornahm, lehnt für die niederen Tiere ein Klassifizierungsprinzip ab, das sich nur auf die sichtbare Form beschränkt: »Die Betrachtung der Gliederungen des Körpers und der Glieder der Schalentiere hat sie von allen Naturforschern als wirkliche Insekten angesehen werden lassen, und ich habe selbst lange hinsichtlich dieses Punktes die gleiche Meinung gehabt. Aber, da anerkannt wird, daß der Körperbau (*organisation*) die wesentlichste Erwägung ist, um eine methodische und natürliche Aufteilung der Tiere zu leiten und um die wirklichen Beziehungen unter ihnen zu bestimmen, so folgt daraus, daß die Krustentiere, die einzig durch die Kiemen nach Art der Mollusken atmen und wie sie ein muskulos Herz haben, unmittelbar nach ihnen, vor den Arachniden und den Insekten angeordnet werden müssen, die keine ähnliche Organisation haben.«¹²

Klassifizieren heißt also nicht mehr, das Sichtbare auf sich selbst beziehen, indem man einem seiner Elemente die Aufgabe überträgt, die anderen zu repräsentieren, sondern heißt, in einer die Analyse drehenden Bewegung, das Sichtbare wie auf seine tiefe Ursache auf das Unsichtbare zu beziehen, dann aus dieser geheimen Architektur wieder zu deren manifesten Zeichen hinaufzusteigen, die an der Oberfläche der Körper gegeben sind. Wie Pinel als Naturforscher sagte: »heißt, sich an die äußeren Merkmale zu halten, die von den Nomenklaturen bestimmt werden, nicht, sich die fruchtbarste Quelle an Instruktionen zu verschließen und sozusagen das Aufschlagen des großen Buches der Natur abzulehnen, die zu erkennen man sich dabei vorgenommen hat?«¹³ Künftig nimmt das Merkmal seine alte Rolle als sichtbares Zeichen wieder an, das auf eine verborgene Tiefe zielt. Worauf es aber hindeutet, ist nicht ein geheimer Text, ein eingehülltes Wort oder eine, um exponiert zu werden, zu kostbare Ähnlichkeit. Es ist die kohärente

¹² Jean-Baptiste de Lamarck, *Système des animaux sans vertèbres*, Paris 1801, S. 143 f.

¹³ Philippe Pinel, »Nouvelle méthode de classification des quadrumanes« in: *Actes de la Société d'histoire naturelle*, Bd. 1, S. 52; zitiert nach Henri Daudin, *Cuvier et Lamarck. Les classes zoologiques et l'idée de série animale*, 1790-1830, 2 Bde., Paris 1926, Bd. 1, S. 18.

⁸ Antoine Laurent de Jussieu, *Genera plantarum*, Paris 1789, S. 18.

⁹ Félix Vicq-d'Azyr, *Quadrupèdes*, Paris 1792, in: *Encyclopédie méthodique. Système anatomique*, Bd. 2, *Discours préliminaire*, S. LXXXVII.

¹⁰ Georges Cuvier, *Tableau élémentaire de l'histoire naturelle des animaux*, Paris An VI (1798), S. 20 f.

¹¹ Friedrich Wolff, *Prodromus methodi mammalium*, Tübingen 1780, S. 7-20.

Gesamtheit einer Organisation, die im einheitlichen Gewebe ihrer Souveränität das Sichtbare wie das Unsichtbare aufnimmt.

4. Der Parallelismus zwischen Klassifikation und Nomenklatur wird durch diese Tatsache selbst aufgelöst. Solange das Einteilen in einer fortschreitend verschachtelten Zerlegung des sichtbaren Raums bestand, war es sehr begreifbar, daß die Abgrenzung und die Bezeichnung dieser Gesamtheiten gleichwertig sich vollziehen konnten. Das Problem des Namens und das Problem der Gattung waren isomorph. Aber jetzt, da das Merkmal nur noch klassifizieren kann, indem es sich zunächst auf den Bau der Einzelwesen bezieht, erfolgt »unterscheiden« nicht mehr nach denselben Kriterien und durch dieselben Operationen wie »benennen«. Um die fundamentalen Gesamtheiten zu finden, die die natürlichen Wesen neu gruppieren, muß man diesen Raum in der Tiefe durchlaufen, der von den Organen an der Oberfläche zu den geheimnisvollsten und von diesen zu den größten Funktionen reicht, die sie sicherstellen. Eine gute Nomenklatur dagegen wird ihre Entfaltung im flachen Raum der Tabelle fortsetzen. Ausgehend von den sichtbaren Merkmalen des Einzelwesens wird man zu dem präzisen Feld gelangen müssen, in dem sich der Name dieser Gattung und ihrer Art befindet. Es gibt eine fundamentale Verdrehung zwischen dem Raum der Organisation und dem der Nomenklatur, oder vielmehr: statt sich genau zu decken, stehen sie künftig senkrecht zueinander. Und in ihrem Verbindungspunkt findet man das offenbare Merkmal, das in der Tiefe eine Funktion andeutet und an der Oberfläche gestattet, einen Namen zu finden. Diese Unterscheidung, die in einigen Jahren die Naturgeschichte und die Vorherrschaft der *taxinomia* verfallen lassen wird, verdanken wir dem Geist Lamarcks: Im *Discours préliminaire* der *Flore française* hat er die zwei Aufgaben der Botanik als völlig getrennt gegenübergestellt: die »Determinierung«, die die Regeln der Analyse anwendet und gestattet, den Namen durch das einfache Spiel einer binären Methode zu finden (entweder ein bestimmtes Merkmal ist im untersuchten Einzelwesen vorhanden, und man muß versuchen, es im rechten Teil des Tableaus zu ermitteln; oder es ist nicht vorhanden, und man muß versuchen, es im linken Teil des Tableaus zu ermitteln; und das bis zur letzten Bestimmung); und die Entdeckung der wirklichen Beziehungen der Ähnlichkeit, die die Prüfung der gesamten Organisation der Arten voraussetzt.¹⁴ Der

Name und die Gattungen, die Bezeichnung und die Klassifikation, die Sprache und die Natur hören auf, sich füglich zu schneiden. Die Ordnung der Wörter und die Ordnung der Wesen decken sich nur noch in einer künstlich definierten Linie. Ihre alte Zugehörigkeit, die die Naturgeschichte in der Klassik begründet hat und die die Struktur in einer einzigen Bewegung bis zum Merkmal, die Repräsentation bis zum Namen und das sichtbare Einzelwesen bis zur abstrakten Gattung geführt hat, fängt an, sich aufzulösen. Man beginnt, über Dinge zu sprechen, die in einem anderen Raum als die Wörter *statthaben*. Indem er, und zwar sehr früh, eine solche Unterscheidung vornimmt, hat Lamarck das Zeitalter der Naturgeschichte beendet und das der Biologie viel besser, auf eine viel radikalere und sicherere Weise als dadurch eröffnet, daß er ungefähr zwanzig Jahre später das bereits bekannte Thema der einzigen Serie der Arten und ihrer fortschreitenden Transformierung wiederaufnahm.

Der Begriff der Organisation existierte bereits in der Naturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts so, wie in der Analyse der Reichtümer der Begriff der Arbeit ebenfalls nicht beim Ausgang des klassischen Zeitalters erfunden worden war. Aber er diente damals zur Definition einer bestimmten Weise der Zusammensetzung der komplexen Einzelwesen ausgehend von elementarerer Stoffen. Linné unterschied zum Beispiel die »Juxtaposition«, die das Mineral wachsen läßt, und die Aufnahme (»Intussusception«), durch die die Pflanze sich bei ihrer Ernährung entwickelt.¹⁵ Bonnet stellte den »aggrégat des solides brutes« und die »composition des solides organisés« gegenüber, »die eine fast unendliche Zahl von teils flüssigen, teils festen Teilen verknüpft.«¹⁶ Nun hat dieser Begriff der Organisation nie vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts zur Begründung der Naturordnung, zur Definition ihres Raums oder zur Abgrenzung ihrer Gestalten gedient. Vermittels der Werke von Jussieu, Vicq d'Azyr und Lamarck beginnt er zum ersten Mal als Methode der Charakterisierung zu funktionieren. Er ordnet die Merkmale einander unter. Er verbindet sie mit Funktionen, teilt sie ebensowohl nach einer internen wie externen und nicht weniger sichtbaren als unsichtbaren Architektur ein. Er teilt sie in einem anderen Raum auf als dem der Namen, des

¹⁵ Linné, *Des Ritters Carl von Linné vollständiges Pflanzenreich nach der dreizehnten lateinischen Ausgabe*, 12 Bde., Nürnberg 1777–1785, Bd. 1 (1777), S. 19–21.

¹⁶ Charles Bonnet, *Contemplation de la nature*, in: ders., *Oeuvres d'histoire naturelle et de philosophie*, 10 Bde., Neuchâtel 1779–1783, Bd. 4, S. 49.

¹⁴ Lamarck, *Flore française*, 3 Bde., Paris 1777–1778, Bd. 1, *Discours préliminaire*, S. XC–CII.

Diskurses und der Sprache. Er begnügt sich nicht mehr mit der Bezeichnung einer Kategorie von Wesen unter anderen, weist nicht mehr nur auf einen Ausschnitt im taxinomischen Raum hin; er definiert für bestimmte Wesen das innere Gesetz, das einer bestimmten ihrer Struktur gestattet, den Wert eines Merkmals anzunehmen. Die Organisation reiht sich ein zwischen die Strukturen, die gliedern, und die Merkmale, die bezeichnen, wodurch sie einen tiefen, inneren, wesentlichen Raum zwischen ihnen einführt.

Diese bedeutende Veränderung spielt sich noch im Element der Naturgeschichte ab. Sie modifiziert die Methoden und die Techniken einer *taxinomia*, sie lehnt aber nicht die fundamentalen Bedingungen ab, unter denen sie möglich wird, sie berührt noch nicht die Seinsweise einer natürlichen Ordnung. Sie zieht indessen eine wichtige Konsequenz nach sich: die Radikalisierung der Trennung zwischen Organischem und Anorganischem. In der Tabelle der Wesen, die die Naturgeschichte entfaltet, definierten das Organisierte und das Nicht-Organisierte nicht mehr als zwei Kategorien; diese überkreuzten sich mit der Opposition zwischen Lebendigem und Nicht-Lebendigem, ohne notwendig damit zu koinzidieren. Von dem Augenblick an, in dem der Körperbau (*organisation*) zum fundamentalen Begriff der natürlichen Charakterisierung wird und gestattet, von der sichtbaren Struktur zur Bezeichnung überzugehen, muß er aufhören, nicht mehr als ein Merkmal zu sein. Er verbiegt den taxinomischen Raum, in dem er sich befand, und wird nun seinerseits zum Raum für eine mögliche Klassifizierung. Durch diese Tatsache wird der Gegensatz zwischen Organischem und Anorganischem grundlegend. In der Tat verschwindet seit den Jahren zwischen 1775 und 1795 die alte Gliederung der drei oder vier Reiche; die Opposition der beiden Reiche, des organischen und des anorganischen, ersetzt sie zwar nicht genau, aber die alte Gliederung wird dadurch von der neuen unmöglich gemacht, daß diese eine andere Aufteilung auf einer anderen Ebene und in einem anderen Raum vornimmt. Pallas und Lamarck¹⁷ formulieren diese große Dichotomie, mit der die Opposition zwischen Lebendigem und Nicht-Lebendigem dann koinzidiert. »Es gibt nur zwei Reiche in der Natur«, schreibt Vicq d'Azyr 1786, »das eine verfügt über Leben, das andere nicht.«¹⁸ Das Organische wird zum Lebendigen, und das Lebendige ist das, was produziert, indem es wächst und sich reprodu-

¹⁷ Lamarck, *Flore française*, Bd. 1, S. 1 f.

¹⁸ Vicq-d'Azyr, *Premiers discours anatomiques*, Paris 1786, S. 17 f.

ziert. Das Anorganische ist das Nicht-Lebendige, ist das, was sich nicht entwickelt und sich nicht reproduziert: an den Grenzen des Lebens, das Unfruchtbare und Bewegungslose – der Tod. Wenn es mit dem Leben vermischt ist, so als das, was in ihm die Tendenz hat, es zu töten und zu zerstören. »Es existieren in allen Lebewesen zwei starke, sehr bestimmte und stets in Gegensatz zueinander stehende Kräfte, so daß jede von ihnen ständig die Wirkungen zerstört, die die andere hervor- gebracht hat.«¹⁹ Man sieht, wie, während in der Tiefe das große Tableau der Naturgeschichte zerbrochen wird, etwas wie eine Biologie wird möglich werden können, und auch, wie in den Analysen von Bichat die fundamentale Opposition von Leben und Tod wird aufzuheben können. Es wird nicht der mehr oder weniger prekäre Triumph eines Vitalismus über einen Mechanismus sein; der Vitalismus und seine Bemühung, die Eigentümlichkeit des Lebens zu definieren, sind nur die Oberflächenwirkung jener archaischen Ereignisse.

IV. Die Flexion der Wörter

Die genaue Entgegnung auf diese Ereignisse findet man in der Analyse der Sprache. Wahrscheinlich haben sie dort eine verborgene Form und sicher auch eine langsamere Zeitfolge. Dafür gibt es einen leicht entdeckbaren Grund. Während des ganzen klassischen Zeitalters war die Sprache als Diskurs problematisiert und reflektiert worden, das heißt als spontane Analyse der Repräsentation. Von allen Formen nicht-quantitativer Ordnung war sie am unmittelbarsten, am wenigsten verabredet, am tiefsten mit der der Repräsentation eigenen Bewe- gung verbunden. Und im gleichen Ausmaß war sie besser in ihr und ihrer Seinsweise verwurzelt als jene reflektierten – gelehrten oder eigensüchtigen – Ordnungen, die die Klassifikation der Wesen oder der Austausch der Reichtümer begründeten. Technische Modifizierungen wie jene, die das Maß der Tauschwerte oder das Vorgehen bei der Charakterisierung getroffen haben, genügten, um die Analyse der Reichtümer oder die Naturgeschichte beträchtlich zu verändern. Da- mit die Wissenschaft der Sprache ebenso bedeutende Veränderungen vollzöge, bedurfte es tiefergreifender Ereignisse, die in der abendlän- dischen Kultur bis hin zum Sein der Repräsentationen selbst etwas zu verändern fähig waren. Genau wie die Theorie des Namens im sieb-

¹⁹ Lamarck, *Mémoires de physique et d'histoire naturelle*, o. O. 1797, S. 248.